

Briefe aus Katyn

Maria Nurowska

Briefe aus Katyn

Aus dem Polnischen von
Marta Kijowska

ebersbach & simon

Der Flug ist das Leben wert.
Amelia Earhart

Ein grauer Briefumschlag mit dem amtlichen Stempel der Medizinischen Akademie in Breslau ... Er wusste, dass die Stadt nach dem Krieg Polen einverleibt wurde. Polen ... Ein Schmerz, den er nur noch ab und zu spürte. Er hatte gelernt, ihn zu dämpfen, mit der Zeit wurde es einfacher.

Seit dem Tod seiner Frau lebte er allein. Die Kinder waren in der Welt verstreut, aber die Einsamkeit setzte ihm trotzdem nicht zu. Er hielt sich meistens in seinem Sommerhaus auf, wo es immer etwas zu tun gab. Seine Frau hatte ihn deshalb sogar leicht ironisch »Meister Goldfinger« genannt, doch er mochte es einfach. Er wurde dabei auf Schritt und Tritt von Boy begleitet, einem deutschen Schäferhund, der auch schon in die Jahre gekommen war.

Plötzlich bekam er Angst. Seine Hände zitterten so, dass er Schwierigkeiten hatte, eine Tasse Tee zu halten, was er ein wenig beschämend fand. Es konnte sich ja genauso gut um ein Missverständnis handeln – und der Name auf dem Umschlag einem anderen Mieczysław Lewandowski gehören. In Blackpool wohnten viele Polen.

Am einfachsten wäre es, den Umschlag zu öffnen, aber er hatte die dunkle Vorahnung, dass dann etwas Unumkehrbares passieren würde, etwas, das ihm die Ruhe rauben könnte. Er beschloss, im Sommerhaus darüber nachzudenken, dort arbeitete sein Kopf immer am besten. Er packte seine Tasche und piff nach Boy, doch an der Tür kehrte er

um – er holte den Umschlag, für den Fall, dass er sich entscheiden sollte, ihn dort zu öffnen.

Das Haus war nicht groß, gemauert, mit einer Holzveranda, umgeben von Bäumen und Sträuchern, die vor neugierigen Augen schützten. Das war besonders im Sommer wichtig, wenn die Urlauber kamen. Am wohlsten fühlte er sich dort im Herbst. Im November fielen die Blätter, also würde es einiges zu rechnen geben, aber er mochte die Arbeit an der frischen Luft.

Es waren mehr Blätter, als er erwartet hatte, sodass das Rechnen gut ein paar Stunden in Anspruch nahm. Er kam dabei ganz schön ins Schwitzen, aber es machte ihm Spaß, denn dann konnte er richtig abschalten. Danach machte er Feuer im Kamin und setzte sich mit einem Glas Whisky in einen Sessel. Plötzlich bemerkte er Boys aufmerksamen Blick – der Hund spürte offenbar seine Unruhe.

Was für ein Unsinn, dachte er. Ich habe die Hosen voll wegen einer gewöhnlichen Postsendung ...

In dem Umschlag waren ein Brief und ein gesondert verpackter Gegenstand.

Breslau, II. November 1997

Sehr geehrter Herr Lewandowski,

im Jahre 1945 wurden von Professor Gerhard Butz, der zuvor die erste Exhumierung der Leichen in Katyn geleitet hatte, in unser Institut für Rechtsmedizin an der Breslauer Universität sieben Schädel gebracht, die später Professor Boleslaw Popielski übernahm.

Professor Popielski machte diese Tatsache nicht publik,

aus Angst vor der Einmischung des NKWD bzw. des polnischen Sicherheitsdienstes. Sein Geheimnis teilte er erst kurz vor seinem Tod mit uns, das heißt im Mai dieses Jahres.

Nach der ersten Inspizierung der Schädel stellte sich heraus, dass einer von ihnen von einer Frau stammte. Die Ergebnisse einer näheren Identifizierung muss man noch abwarten.

In den Unterlagen von Professor Popielski fanden wir auch ein Notizheft, das uns ermöglichte, sowohl die Person, die es benutzt hatte, als auch den Adressaten dieser Notizen zu identifizieren.

Hochachtungsvoll ...

Koselsk, 10. Dezember 1939

Lieber Mietek, ich kann Dir nicht schreiben, weil ich nicht weiß, wo Du bist. Es tut mir leid, dass wir keine Zeit hatten, uns zu verabschieden, aber ich glaube fest daran, dass Du irgendwann diese meine nicht abgeschickten Briefe lesen wirst. Ich bete für unser baldiges Wiedersehen, und ich bete auch für meine Kameraden. Jedem, der zu mir kommt, zeichne ich ein Kreuzzeichen auf die Stirn, das vor dem Bösen schützen soll. Denn was um uns herum passiert, ist das Böse. Manchmal denke ich, dass wir hier wie die ersten Christen sind, die von feindlichen Streitkräften umzingelt werden.

Doch das Böse wird aufhören, und wir werden in unsere Heimat und zu unseren Nächsten zurückkehren. So muss man

denken – das sage ich ständig denjenigen, die zu mir kommen, um Hoffnung zu schöpfen. Ich fühle mich ein wenig, als wäre ich ihre Mutter, obwohl viele von ihnen meine Väter oder sogar Großväter sein könnten ... Ich weiß, dass sie mich untereinander die Muttergottes von Koselsk nennen ...

Unser Lager befindet sich in einem Monasterium, das von einer Mauer und einem Wassergraben umgeben ist. Es gibt hier mindestens fünfzehn Gebäude, darunter einige orthodoxe Kirchen und eine Skite, das heißt eine Reihe kleiner Holzhäuser, die einst Mönchen und Pilgern als Übernachtungsstätten dienten. Jetzt sind es Warteräume für die Gefangenen, die noch nicht registriert wurden. Einer meiner Kameraden, ein Historiker, erzählte mir, dass das Kloster von der Fürstengeneration Puzyna gestiftet worden sei, noch vor der Revolution natürlich, und dass sich dort etliche berühmte Leute aufgehalten hätten, zum Beispiel Gogol, der hier seine Erzählungen geschrieben haben soll. Er war der Lieblingsschriftsteller meines Vaters, der ihn oft zitierte. Uns Kindern gefiel am besten: »Es gibt eine Sorte von Menschen, die weder Fisch noch Fleisch sind.« Ich habe seine Werke nie kennengelernt, weil ich die kyrillische Schrift nicht lesen kann, aber Vater behauptete, er sei ein großer Schriftsteller. Und nun folge ich seinen Spuren. Rasputin, eine andere historische Figur, soll auch hier gewesen sein. Ein geheimnisvoller Mönch, der Unglück über Russland brachte. Hoffentlich ist es kein verfluchter Ort ...

Koselsk ist mein zweites Gefangenenlager. Das erste war Ostaschkow. Hier sind ausschließlich polnische Offiziere interniert, dort gab es auch Zivilisten, Funktionäre des Grenzschutzkorps, Mitarbeiter des Geheimdienstes, der Gefängnisaufsichtsbehörde und der Staatsverwaltung. Ich traf dort auch

Gutsbesitzer, die ihre Ländereien im östlichen Grenzland gehabt haben. Sie waren sehr niedergeschlagen – zuerst hatten sie alles verloren, und jetzt fürchteten sie um ihr Leben. Mir blieb eine ungewöhnliche Szene in Erinnerung: Ein kleines Mädchen, so ein Engelchen mit blondem Haar, ging auf einen Soldaten zu, der uns bewachte, und bot ihm ein Bonbon an. Er lächelte, doch dann merkte er, dass ein anderer Wachmann ihn beobachtete, und stieß die Kleine brutal weg, die weinend zu ihrer Mama lief. Das würde die Meinung meines Vaters bestätigen, der wie kein anderer die russische Seele kannte, dass Russland schon immer von Angst regiert wurde.

Ostaschkow ist ein kleines Städtchen am Seligersee. Das Lager selbst wurde auf einer Insel, auf dem Gelände eines ehemaligen Klosters, errichtet. Ein Kamerad hat mir die Geschichte dieses Ortes erzählt. Im 16. Jahrhundert lebte hier ein Mönch namens Nilus; als er heiliggesprochen wurde, gründete man ihm zu Ehren ein Monasterium. Und auch auf den benachbarten Inseln begannen Klöster zu entstehen. Wenn dieser Mönch gewusst hätte, wozu diese heiligen Mauern einige Jahrhunderte später dienen würden ...

Es war entsetzlich eng, wir schliefen direkt auf dem steinernen Boden, und es gab nichts zum Zudecken, also musste uns das genügen, was wir dabei hatten. Es war sehr kalt, manche deckten sich mit Zeitungen zu. Sie wussten: Wenn draußen zwanzig Grad minus sind, kommt es manchmal zu Erfrierungen. Mir setzte diese Kälte weniger zu, denn mein Fliiegeroverall leistete mir wieder mal gute Dienste.

Ich wurde auch Zeugin eines tragischen Ereignisses. Einer der Kameraden bekam einen Nervenzusammenbruch und begann zu schreien:

»Man hat dich ans Kreuz geschlagen, Vaterland! Du ertrinkst in Blut! Blut! Überall Blut!«

Wir versuchten ihn zu beruhigen, aber er riss sich los und lief aus dem Kloster. Wir sahen ihn nie wieder.

Du hast einmal gesagt, ich sei aus demselben Holz geschnitzt wie mein Vater. Das stimmt, ich komme ganz nach ihm. Deswegen gab es auch ständig Konflikte zwischen uns. Mein seliger Papa vergaß oft, dass wir Kinder nicht seine Soldaten waren ...

Hier in Koselsk hat jeder seine Pritsche, und ich bekam sogar eine eigene Kammer unter der Treppe, die an »Bristol« grenzt, wie wir eines der Gebäude nennen, in denen wir einquartiert sind. Wie Du weißt, verlieren wir Polen nicht einmal in aussichtslosen Situationen unseren Sinn für Humor. Den größten Block des Lagers, der in einer orthodoxen Kirche eingerichtet wurde, nennen wir also »Zirkus«, andere Gebäude »Shanghai«, »Affenhain«, »Philharmonie«. Ich habe meinen Unterschlupf »Batorowo« getauft, zu Ehren des elterlichen Anwesens. Ich weiß nicht, was hier früher war, vielleicht irgendein Magazin, aber ich habe jedenfalls einen Raum für mich und kann an Dich ... und mich selbst in Ruhe schreiben. Das ist ein wenig so, als würden wir uns unterhalten. Mein Flugbuch erwies sich auch als nützlich, es dient mir als Notizblock ...

Zum ersten Mal in seinem langen Leben flossen die Tränen in Strömen über seine Wangen, wie eine Flut aus Salzwasser, und in seinem Kopf hämmerte nur ein Gedanke: Gütiger Gott ... Sie kann unmöglich dort gewesen sein. Dort gab

es ja keine Frauen. Plötzlich fiel ihm der Brief aus Breslau wieder ein, in dem an einer Stelle von einem in Katyn gefundenen weiblichen Schädel die Rede war.

Er wusste nicht, wie lange er in diesem halb bewusstlosen Zustand verharret hatte; als er zu sich kam, war es schon dunkel. Im Spiegel erkannte er sein Gesicht nicht wieder. Er wusch es mit kaltem Wasser und kehrte ins Zimmer zurück, wo ihn der schmerzvolle Blick seines Hundes traf. Er schüttete Futter in seine Schüssel, doch Boy rührte sich nicht vom Fleck.

»Friss, mein Freund.« Beim Klang seiner Stimme machte Boy eine unsichere Bewegung und legte die Ohren an.

Der erkennt mich auch nicht wieder, dachte er.

Plötzlich kehrte jenes frühere Leben zurück, das bis dahin im tiefsten Winkel seiner Seele verschüttet gewesen war. Er hatte es verdrängt, indem er eine andere Heimat, eine andere Sprache, eine andere Familie gewählt hatte.

Es hatte einen Moment gegeben, in dem er zögerte, ob er Iris sagen sollte, dass er schon einmal eine Ehefrau gehabt hatte. Aber das hätte zu Komplikationen geführt – Janka galt ja weiterhin als verschollen. Er hatte sie nach dem Krieg über das Rote Kreuz suchen lassen und seine Mutter gebeten, ihre Familie zu kontaktieren. Es stellte sich heraus, dass Jankas einzige Verwandte, ihre jüngere Schwester, in Palmiry* erschossen worden war. Die Nachbarn gaben

* Im Wald von Palmiry, ca. zwanzig Kilometer nordwestlich von Warschau, wurden von den Nationalsozialisten in den Jahren 1939–1943 Massenerschießungen an der polnischen Zivilbevölkerung durchgeführt.

widersprüchliche Auskünfte; jemand habe seine Frau auf der Straße in Posen gesehen, ein anderer habe sie in einem Zug auf der Strecke zwischen Warschau und Krakau erkannt.

Schließlich hatte er beschlossen, nach Polen zurückzukehren. Er spürte, dass Janka am Leben war und dass nur er sie finden konnte. Leider wurde er gleich nach der Ankunft von den Beamten des Sicherheitsdienstes festgenommen.

Koselsk, 10. Dezember 1939

Du kennst mich – obwohl ich es Dir versprochen hatte, war ich nicht imstande, zu Hause zu bleiben. Ich gab Władzia den Schlüssel für Agnieszka, damit sie Oma aus Batorowo herbringen und sich bis zu meiner Rückkehr um sie kümmern konnte. Ich kaufte auch Kohle für den Winter und ließ zweihundert Zloty da für die Miete.

Am 3. September schloss ich mich meinen Kameraden vom Posener Aeroklub an; wir stiegen am Westbahnhof auf die offene Plattform eines Güterzugs, aber wir kamen nur bis Tekla, denn die Gleise waren bereits von den Deutschen bombardiert worden. Hier trafen wir die Besatzung der 3. Fliegerbasis, die gerade in den Osten evakuiert wurde. Ihr Befehlshaber war Kapitän Józef Sidor, der sich einverstanden erklärte, uns mitzunehmen. Am 8. September fuhren wir nach Lublin. Dann liefen wir zu Fuß nach Trawniki, von dort nahmen wir den

Zug nach Buczacz, mit dem es uns noch gelang, die Station Kopczyńce zu erreichen. Dort erfuhren wir am 17. September vom sowjetischen Überfall auf Polen. Kapitän Sidor teilte die Kolonne in zwei Gruppen ein – die eine sollte sich bis zur rumänischen Grenze durchschlagen, die andere bis zur ungarischen. Ich entschied mich, bei dem Kapitän zu bleiben, und verabschiedete mich von den Kameraden, mit denen ich in Posen aufgebrochen war. Ein Teil von ihnen schloss sich der »rumänischen« Gruppe an, und wir, die »ungarische«, machten uns zu Fuß auf den Weg, um uns unserem Schicksal zu stellen. Am 22. September erreichten wir Husiatyń, wo wir von den sowjetischen Panzern umzingelt wurden. Nach kurzen Verhandlungen mit den Russen gab uns der Kapitän den Befehl, die Waffen niederzulegen. Es war ein schrecklicher Moment, alle hatten Tränen in den Augen. Der Kapitän und ich, die ich immer noch meinen Fliegeroverall anhatte, wurden vom Rest der Gruppe getrennt. Wir mussten in einen konfiszierten Sanitärwagen einsteigen, an dessen Lenkrad bereits ein Rotarmist saß. Meine Pilotenkameraden waren in Zivil, also wurden sie den Zivilisten zugeordnet. Der Kapitän machte sich Sorgen, dass ich auch festgenommen werden würde, und ich musste ihn trösten. Ich sagte:

»Herr Kapitän, wer weiß schon, wem von uns was bestimmt ist. Vielleicht wendet sich alles noch zum Guten?«

Und im Inneren war ich sogar stolz, denn wenn der Krieg vorbei ist, kehre ich aus der Gefangenschaft zurück, wie ein richtiger Soldat. Weißt Du, was er mir geantwortet hat?

»Hoffentlich täuschst du dich nicht, mein Kind!«

Kind! Siehst Du, wie Deine Kameraden mit Frauen umgehen? Das hat mich schon immer geärgert. Ich habe mich in

Dich verliebt, weil Du mich wie jemanden behandelt hast, der Dir ebenbürtig ist ...

Ich springe von Thema zu Thema, dabei wollte ich Dir alles von Anfang an erzählen. Der Rotarmist brachte den Kapitän und mich zu einer Bahnstation, wo ein Güterzug bereitstand. Die Waggons waren so überfüllt, dass er den Kapitän fast mit dem Knie in einen davon hineinstieß – dabei erlaubte er uns nicht einmal, voneinander Abschied zu nehmen –, und mich brachte er zum letzten Waggon. Drinnen stank es wie in einer Kloake. Der Boden war mit fauligem Stroh oder etwas Ähnlichem bedeckt und anstelle einer Toilette gab es in einer Ecke des Waggons ein Loch im Boden. An den Wänden befanden sich Tragen mit einem Teil der Verletzten, der Rest von ihnen saß direkt auf dem Boden.

Es war offenbar ein Sanitärwaggon, und mein Bewacher brachte mich wohl hierher, weil er nicht wusste, was er mit mir anfangen sollte. In dem Zug waren sonst nur Männer. Die Verwundeten wurden von zwei Pflegern versorgt, die aber gar keine Verbandsmittel hatten, geschweige denn schmerzlindernde Medikamente.

Der Zug fuhr schließlich an, schleppte sich aber gnadenlos dahin und blieb immer wieder für längere Zeit stehen. Wir hatten kaum Luft zum Atmen. Ein Soldat mit Gewehr im Anschlag bewachte die Tür und erlaubte uns nicht, sie zu öffnen. Zum Glück brachte er während der Pausen Wasser in einem Eimer, hauptsächlich für die Verwundeten, die Fieber hatten. Ich erfuhr von den Pflegern, dass dies ein evakuiertes Feldlazarett war. Ich fragte, warum es keinen einzigen Arzt gab. Es stellte sich heraus, dass die Ärzte auch interniert worden waren, wie alle anderen Offiziere.